

Vom Mönch zum Logotherapeut: "Es gibt keine Situation ohne Ausweg"

30.05.2009 | 18:16 | von TERESA SCHAUR (Die Presse)

Zwanzig Jahre lang war Christoph Schlick Mönch in der Benediktinerabtei Seckau. Heute ist er verheiratet und arbeitet als Logotherapeut. Warum er glaubt, dass jeder einen Sinn im Leben finden kann.

Eigentlich hätte er Anwalt werden sollen, ein angesehener Grazer Anwalt wie sein Vater. Also inskribierte Christoph Schlick Jus. Und daneben Theologie. Sein Vater fand das o.k.: „Super, wenn es Anwälte gibt, die sich auch für etwas anderes interessieren.“ Womit er nicht gerechnet hatte: Ein Jahr später war Christoph Schlick Mönch.

Die Entscheidung, mit 19 Jahren ins Kloster zu gehen, war eine pragmatische. „Ich hatte keine Erscheinung“, sagt er. Wohl aber eine gewachsene Beziehung zur Kirche. Obwohl Kind einer Familie von „Feiertagskirchgängern“, wurde er früh Ministrant und Jungscharmitglied. Dann, in der siebten Klasse, erlebte er Ostern in der Benediktinerabtei Seckau. In der Ansprache des Abtes ging es darum, „dass zwar viele mitfeiern, aber sich kaum jemand wirklich einsetzen wollte.“ Er war bereit, sich einzusetzen. Und gleichzeitig nicht bereit, das zu tun, was von ihm erwartet wurde.

Als er nach dem ersten Studienjahr in den schwarzen Habit der Benediktiner schlüpfte, hatte er keine Ahnung, was innerhalb der Klostermauern auf ihn zukommen würde.

Ora et labora et lege: Der Grundsatz der Benediktiner gibt den Alltag vor, der Tag beginnt um 5.30 Uhr mit Vigil, der ersten Gebetszeit. Ausgleich zu den Gebeten liefert die Arbeit. Schlick, nach fünf Studienjahren in Salzburg und Rom fertiger Theologe, wurde Erzieher in Schule und Internat des Stifts. Bald leitete er das Internat, wenig später wurde er unvermutet Wirtschaftschef der Abtei. Mit Learning by Doing wurde er zum Klostermanager, betrieb Fundraising für die Renovierung der Schule. Er feierte in der Gemeinschaft, studierte („lege“), meditierte und freute sich am Kontakt mit den Leuten „draußen“. Er selbst war eingetreten, um „drinnen“ zu bleiben.

Mühsames im Hintergrund. 30 Jahre später sagt er, dass er keinen Tag der 20 Jahre Klosterleben missen möchte. Keine weltliche Zerstreung, keine Familie, kein Sex: Das sei kein wirkliches Problem gewesen. „Man kann die Wertigkeiten eines spirituellen Lebens kaum beschreiben. Man kann nur sagen, dass es einem wichtig ist, und dadurch treten andere Dinge, die vielleicht mühsam sind, in den Hintergrund.“

Und doch hat er die Gemeinschaft verlassen. „Schuld“ war keine Frau, sondern genau die Wertigkeiten, von denen er gerne spricht. „Wir wurden immer kleiner, immer weniger, und es wurde immer wichtiger zu überlegen, was wir eigentlich wollen.“ Der Rücktritt des damaligen Abtes 1997 entfachte die Auseinandersetzung: „Wo wollen wir uns engagieren, wie formuliert man Gemeinschaft im Jahr 2000?“ Diese Fragen wurden seiner Meinung nach viel zu wenig diskutiert. „Plötzlich dachte ich mir: „Na hallo, bist du im richtigen Schiff? Wir haben ja offenbar nur ganz wenige gemeinsame Wertigkeiten!“ Viele hätten ihn dabei als Machtmenschen wahrgenommen, ist er sich bewusst. „Dabei wollte ich nicht für mich, sondern für die Gemeinschaft etwas verändern.“

Zeit für eine Auszeit. Auf die Erkenntnis folgten Trauer, Ernüchterung und der Wunsch nach einer Auszeit, einem Sabbatical. „Es gab Mönche, die nach 50 Jahren Klosterleben glücklich gestorben sind. Aber auch jene, die seit 40 Jahren dort waren und völlig unglücklich.“ Zu jenen wollte er nicht gehören. Auf das Sabbatical folgte eine Beurlaubung, im Jahr 2001 eine endgültige Entscheidung: der Schlussstrich.

Vorbild Frankl. Nach zwei Jahrzehnten in der Männergemeinschaft begann ein neues Leben – samt der Frage: Was mache ich jetzt? Die Antwort lag doppelt auf der Hand. Schon als Jugendlicher hatte Schlick in Graz den Wiener Psychiater Viktor Frankl kennengelernt, ihn später immer wieder getroffen und schließlich eine Ausbildung in der von Frankl begründeten Logotherapie gemacht. „Als Zusatzausbildung für meine Arbeit in der Schule und Seelsorge.“ Nun ist ein zentraler Gedanke der Logotherapie die Überlegung: „Was habe ich für Ressourcen, und welche Möglichkeiten ergeben sich daraus?“ In Schlicks Fall hieß das: Erfahrung im Umgang mit Menschen, Managementenerfahrung und eine Ausbildung in Logotherapie. Darauf baute er seine Zukunft. Und gründete in Salzburg das Institut für Logotherapie und Existenzanalyse.

Schwarzes Schaf. Nach zwei Jahrzehnten in der Männergemeinschaft begann nun aber auch das Leben mit einer Frau. „Drei Wochen, nachdem ich meinen Antrag auf Dispens nach Rom geschickt hatte, lernte ich auf einer Geburtstagsfeier meine spätere Frau kennen“, erzählt er. Schlick heiratete – und wurde für die Kirche damit „zum schwarzen Schaf“. Das stört ihn heute wenig. „Ich kenne die Regeln, ich habe sie als Insider gespielt. Konfessionen werden mir aber immer weniger wichtig.“

2007 erwartete das Paar Zwillinge. Bei der Geburt wurde lange zugewartet – zu lange. Eines der Mädchen starb noch vor der Entbindung, das zweite war stark sauerstoffunterversorgt, trug schlimme Schäden davon. Wahrnehmung und Koordination seiner Tochter Emilia sind seither schwer gestört.

Ein Kind tot, das zweite behindert. Wie geht man damit um? „Wenn man in so einer Situation Warum-Fragen stellt, wird man keinen Ausweg finden“, ist Schlick überzeugt. „Aber auch wenn man es noch nicht erkennen kann, wird es seinen Sinn haben. Da bin ich so was von optimistisch, dass es Leute, die mit mir zu tun haben, nicht immer leicht haben.“

Heiliger Geist. Er sei nicht abzubringen von einem „doch noch positiven Blickwinkel“. Als Theologe und Logotherapeut würde er das gleich formulieren: „Ich bin be-geistert, im Sinn einer geistigen Dimension, vom Heiligen Geist, der einen Ausweg kennt.“ Alles hänge davon ab, so die Lehre Viktor Frankls, der als Jude Jahre in den Konzentrationslagern Theresienstadt, Auschwitz und einem Außenlager von Dachau verbrachte, ob man diesen gesunden, positiven Kern, den jeder Mensch habe, aktivieren könne. „Wenn das gelingt, können wir uns bewusst werden, was uns wirklich wichtig ist.“ Was möchte man erleben, was tun, welche Ansprüche werden an einen gestellt? Solche Fragen würden dann klarer. Ziel ist der Logos – nicht das Wort, sondern der Sinn. Der Sinn im Leben.

Den suchen immer öfter sogar Unternehmen. Firmen vom 20-Mitarbeiter-Zimmereibetrieb bis zum internationalen Großkonzern nehmen dabei Schlicks Dienste in Anspruch, um etwa ein Unternehmensleitbild zu erarbeiten. Gerade aus Klosterzeiten wisse er sehr genau, dass „die Zahlen stimmen müssen“. Letztendlich müsse aber immer der Mensch, nicht eine Aktiengesellschaft, im Zentrum stehen.

Selbstmordgedanken. Die größte Herausforderung für seine Hilfe bei der Sinnsuche liegt allerdings ganz wo anders: im Umgang mit akut selbstmordgefährdeten Menschen. Wie einst Frankl, der sich vor allem mit Depression und Suizid beschäftigte und in den 1930er-Jahren den „Selbstmörderinnen-Pavillon“ des Wiener Psychiatrischen Krankenhauses betreute, ist auch er immer wieder mit Menschen konfrontiert, „die überzeugt sind, ihr Leben sei nichts wert“. Das Wichtigste sei dann „zu zeigen, dass jemand da ist, der es als sinnvoll erachtet, dass man weiterlebt. Wenn man merkt, dass jemand an einen glaubt, kann das der erste Schritt eines Auswegs sein.“